**Zeitschrift:** Schweizerische Gehörlosen-Zeitung

Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe

**Band:** 25 (1931)

**Heft:** 22

Artikel: Die Brüder
Autor: Balzli, Ernst

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-926918

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 28.10.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sauerstoff und einem bischen Kohlen= fäure, auch ein wenig Wasserstoff und ein bischen andere Stoffe sind noch in der Luft. Das ist die gute Luft. Wäre kein Sauer= stoff, oder zu wenig Sauerstoff in der Luft, so müßten wir ersticken. Je höher man empor steigt (auf einen Berg, in einem Flugzeug), um so weniger Sauerstoff hat die Luft, d. h. die Luft wird dünner. Sind wir 11,000 Meter hoch gestiegen, so ist nur noch wenig Sauerstoff in der Luft, vielleicht nur noch 1/5 eines Teiles. Wenn man hier noch atmen will, muß man in einem Gefäß, z. B. in einer eifernen Flasche, Sauerstoff mitnehmen und diesen Sauerstoff zusammen mit der Luft da oben einatmen.

Die Luft, die zum Atmen gut ist, nennt man Atmosphäre (griechisches Wort, das bedeutet: Dunstschicht; Atmos — Dunst, Damps, Hauch, Atem; Sphäre: Rugel, Schicht). Die Luft weiter oben, die nicht mehr zum Atmen genügt und die Atmosphäre ganz umgibt wie die Eierschale das Eiweiß, heißt Stratosphäre, d. h. eine gelagerte Schicht um die Atmosphäre herum.

Bis jett waren unsere Flugzeuge nur in der Atmosphäre herumgeslogen. Sie waren nicht über die Atmosphäre hinaus in die Stratosphäre hinein gekommen. Ende Mai dieses Jahres jedoch ist Prosessor Piccard von der Universität in Brüssel (Belgien) zum erstenmal in die Stratosphäre hinausgesahren. Er war begleitet von Dr. Kipfer aus Biel. Piccard ist auch ein gesborener Schweizer.

Zu Augsburg stiegen die Beiden auf. Sie stiegen 16,000 Meter hoch. In dieser Gegend ist vor ihnen noch nie ein Mensch, auch nie ein Böglein oder ein anderes Tierchen, gewesen. Die Kammer des Flugzeuges, in welcher die beiden Gelehrten saßen, war eine hohle Augel aus Aluminium. Diese Kugel war sest verschlossen. In der Kugel hatten sie den nötigen Sauerstoff zum Atmen mitgenommen.

In der Stratosphäre ist es sehr kalt: 50 bis 60 Grad Kälte. Es ist da oben nie ein Wölkchen zu sehen. Die zwei Männer flogen also immer im Sonnenschein. Die Sonne bestrahlte ihre Kugel und wärmte sie. Sie hatten darin eine hitze von 41 Grad, obschon es draußen sehr kalt war.

Mit dem Barometer und anderen Instrumenten machten die zwei Gelehrten in der Stratosphäre allerlei Messungen. Da wurde ihr Luftballon plöglich heruntergetrieben. Sie hatten Angst, sie würden verunglücken, kamen aber doch glücklich wieder auf der Erde an.

Der Ballon flog von Augsburg ab in einer Zickzacklinie bis nach Gurgl im Tirol. Der Ort liegt 2700 Meter hoch. Dort landete Prosfessor Piccard. Der Lehrer von Gurgl, ein Arsbeiter und ein fremder Besucher des Ortes sahen zuerst das Fahrzeug und liesen hin.

Wie konnten denn die zwei Gelehrten wiffen, wie hoch sie geflogen waren? Sie konnten doch die Entfernung zwischen der Erde und ihrem Ballon nicht mit einem Metermaß meffen? Nein, aber mit dem Barometer. Die Luft drückt auf das Quecksilber im Barometer. Ist die Luft dick und schwer, so wie bei uns auf dem Erdboden, so steigt das Quecksilber im Barometer. Hat aber die Luft weniger Sauerstoff, wird sie dünner und leichter, so drückt sie weniger stark auf das Quecksilber. Das Quecksilber fällt. Man weiß, wieviel die Luft leichter wird, jedesmal wenn man ein Kilometer höher steigt. Man sieht auf dem Barometer: So viel ist das Queckfilber gefallen, so viel ist die Luft leichter geworden, so viel Kilometer ist man in der Atmosphäre oder in der Stratosphäre in die Höhe gestiegen.

Schon denkt der fühne Dr. Kipfer an noch längere Flüge in der Stratosphäre. Was wird man bei diesen Flügen noch alles sinden und entdecken! Wird man vielleicht einmal bis auf den Mond, oder gar bis zu unseren Nachbarplaneten, Mars und Benus (die der Erde am nächsten liegenden Sterne) gelangen können? Oder wird man wenigstens regelmäßige Fahrten und Reisen durch die Stratosphäre hindurch machen können? Schon weiß man, daß das Flugzeug in der Stratosphäre viel schneller sliegt als in der Atmosphäre. Man hat außegerechnet, daß man in der Stratosphäre in 18 Stunden von Paris nach Neupork fliegen kann.

# Zur Anterhaltung

### Die Brüder.

Nun zeigte die Schwarzwälderuhr schon zehn Minuten vor acht, und immer noch höckelte der Berni Grunauer hinter dem breiten Tisch in der Eßstube und löffelte seine Milchbrocken. Die vierte Tasse hatte er vor sich stehen, und er überlegte eben, ob die Zeit wohl noch zu einer sünsten langen möchte. Ja — Hunger hätte er schon noch — ein zwölssähriger Bub hat immer

Hunger. Aber da trat die Mutter aus der Küche herein, warf einen Blick auf die Uhr und mahnte:

"Bub, nun mußt aber preffieren. Oder meinft,

der Lehrer wartet extra auf dich?"

Flink schob sich der Berni hinter dem Tisch hervor. Er war ein krausköpfiger, munterer Bub mit roten Backen und gilhernden Schelmenaugen. Rasch griff er nach einem letzten Stück Brot und stopste es in die Hosentasche. Einen Apfel aus dem Fruchtkörblein erwischte er auch. Nun warf er den Schultornister über die Schultern, und die Mutter hakte ihm den Tragriemen ein. Schon eilte er nach der Tür und riß sie auf. Mit einem Wort hielt ihn die Mutter zurück:

"Bub, was sagst noch?" "Abe!" — Hinaus war er.

Leise lächelnd schaute die Mutter hinter ihm brein, als er mit wilden Sätzen durchs schmale Weglein nach dem Dorf hinunterstürmte. Links und rechts stoben die funkelnden Tautropfen von Halm und Gras, wenn er daran vorbeijagte. Ja, er war ein lieber, hübscher, wilder Bub!...

Da schob sich eine schmale, kalte Kinderfaust in die warme Hand der Mutter. Sie wandte sich. Vor ihr stand Bernis Bruder, der Gott= lieb. Der war ein armer, elender Krüppel an Leib und Seele. Obgleich er zwei Jahre alter war, reichte er dem Bruder kaum bis zu den Schultern. Klein, mager, frank sah er aus. Auf den kraftlosen Gliedern krümmte sich ein ver= wachsener Rücken. Schwer und plump saß ein mächtiger Ropf auf dem dünnen Hals. Der Bub war taubstumm und verwachsen. Alles an ihm war häßlich, nur seine Augen waren von rührender Schönheit. Tiefbraun, fast schwarz, leuchteten fie mit heißem Glanz aus einem blaffen, fleckigen Gesicht heraus. Das war der Gottlieb. Bernis Bruder.

Er drängte sich mit ungestümer Kraft an die Mutter. Seine Zunge mühte sich, ein Wort zu formen, eine Bitte. Aber nur ein dumpfer, gequälter Laut kam über seine Lippen. Die Mutter verstand ihn dennoch. Sie strich ihm mit leiser Hand über Haar und Wange.

"Nein, Bub, sieber, in die Schule kannst nicht gehen. Vielleicht später einmal. Schau, wo sollte der Lehrer Zeit für dich hernehmen? Er hat mit all den andern Arbeit und Mühe genug. Komm, wir wollen etwas machen. Die Hühner

füttern, gelt?"

Der Bub schüttelte wild den Kopf. Eine Träne rollte langsam und schwer über sein bleiches Gesicht. Der Mutter tat sein lautloses Weinen weh. — "Ich kann dir nicht helfen, lieber Bub. Komm, wir wollen etwas für dich suchen. Ein Bilberbuch? Ober einen Bleistift? Dann kannst schreiben! Willst?"

Der Stumme nickte, müde und gleichgültig. Was ihn vor Minuten gerüttelt hatte: Schmerz und Not, das schlief wiederum tief in seiner verstümmelten Seele.

Stundenlang saß er drinnen am Tisch. Die Mutter hatte ihm einen alten Kalender gegeben; auf die leeren Seiten schrieb und zeichnete er sast den ganzen Vormittag. Er malte Buchstaben und Zahlen, sauter absonderliche, geseimnisvolle Zeichen, wie er's dem Bruder absgelauscht hatte. Was fümmerte es ihn, daß der Berni über seine Kunststücke lachte! Wenn er nur verstand, was er zeichnete und schried! Ihm waren seine Striche und Haken, die Linien und Kreise und Tupsen keine Geheimnisse, ihm erzählten sie wundersame Dinge, Märchen und Geschichten, die er sich erdacht hatte und die seinem Herzen wohltaten.

Als die Mutter einmal in die Stube kam, zeigte er ihr, was er alles geschaffen. Sie streichelte ihm übers feuchte Haar und sagte ihm ein freundliches Wort. Hören konnte er es nicht, aber er spürte es. Und er begann, eifrig mit den Händen zu sechten und zu zeigen, und

die Mutter verstand ihn wohl.

"Das sind Buchstaben!" wollte der Bub sagen. "Solche Buchstaben, wie der Berni sie im blauen Heft hat, eine ganze Menge. Und das hier sind Zahlen, da die krummen Dinger. D, die sind schwer zu schreiben! Aber ich kann's doch! Gelt, Mutter, ich kann Zahlen

schreiben?"

Dies wollte der stumme Gottlieb sagen. Und die Mutter verstand ihn wohl und rühmte seine krausen, unleserlichen Zeichen und Figuren. Sie lächelte auch, ganz seise nur. Dann holte sie aus der Tischschublade einen Farbstummel, den Rest eines Kotstifts. Den gab sie dem Buben. Mit ungelenker Hand zeichnete sie ihm ein Tier auf ein Kalenderblatt. Ungesüg sah es aus, mit langen Schlappohren, dünnem Hals und einem mageren Schwänzlein. Aber der Gottslieb lachte hell mit seinen nachtdunklen Augen. Das war ein Koß! Ober eine Kuh? Ober gar ein Schwein? Ach, ein wunderschönes Tier war das! Ein solches wollte er auch zeichnen.

Tief beugte sich der Bub über seinen alten Ralender. Eine leise Glut stieg in seine blaffen Wangen, und seine kalten, seuchten Hände zitterten vor Arbeitseiser. Die Mutter war vergessen. Sie streichelte ihm noch einmal übers

wirre Haar und ging hinaus.

Und der Bub zeichnete. Was er schuf, war ein Ungeheuer mit vierectigem Leib, mächtigem Schwanz und rollenden Telleraugen. Dicke Borsten sträubten sich auf dem Kücken des Tieres. Dann verglich er mit verkniffenen Augen. Nein, — ganz schön war sein Bild noch nicht. Aber er wollte noch einmal probieren.

Er riß ein neues Blatt aus dem Kalender. Und von neuem begann er an seinem Kunstwerk zu arbeiten. Diesmal ging's schon leichter. Der Leib des Tieres wurde rundlich, der Schwanz war prächtig geschweift. Krallen drohten böse von den dünnen Beinen. Im offenen Maul

staken große, spite Zähne.

Der Bub staunte sein Bildwerk an. Eine heiße Freude drängte sich zu seinem schwersfälligen Herzen, und seine Augen brannten. Ja, das Tier war schön! Das war eine Kate — oder ein Hund — ja, ein Hund war's.

Halt — da hatte er noch die Ohren vergessen! Hastig griff er nach dem Notstift und stellte dem Tier zwei spize Ohrmuscheln auf den Kopf, dicht nebeneinander. Nun war's sertig!

Der Bub lachte sein heiseres, halbes Lachen und klatschte vor Vergnügen in die Hände . . .

Da flog die Tür auf und der Berni stürmte herein. Die Schule war aus. Nun kam der freie, wunderschöne Nachmittag! Viele Stunden lang frei! Und drunten am Sonnrain waren die Kirschen reif!... Er warf die Bücher auf dem Ofentritt und wollte wieder hinausrennen. Aber da stand der stumme Bruder hinter dem Tisch auf. Eifrig winkte er: "Komm! So komm doch! Komm — und schau!"

Was hatte er nur? Ach so — im Kalender hatte er geschrieben, sauter Striche, Haten und Punkte, die Buchstaben vorstellen sollten und die doch kein Mensch lesen konnte. Nun ja — er war eben taubstumm. Aber er brauchte einen doch nicht aufzuhalten, wenn man so viel vors

hatte! —

Der Gottlieb riß ihn am Aermel zum Tisch hin. "Schau doch! schau!" bettelte er. Er war doch so glücklich, er zappelte vor Freude und wollte lachen — lachen! Sein Bild war doch so schön! Ein solches brachte der Berni nicht fertig, ganz gewiß nicht. —

Der Berni betrachtete mit einem langen, erstaunten Blick das weiße Blatt mit dem roten Tier, das ihm der Gottlieb vor die Augen hielt.

"Was ist's?" fragte er und deutete mit dem Finger auf die Zeichnung. "Ein Hund!" wollte der Gottlieb sagen. "Das ist doch ein Hund! Siehst du's denn nicht? Was soll es sonst sein? Ein Hund ist's!"

Aber er konnte kein Wort sagen. Er konnte nur hinausdeuten auf die Terrasse, wo der Nero in der Sonne lag und sich den Pelz wär= men ließ.

Da lachte der Berni laut und übermütig heraus. Ein Hund sollte das sein? Du lieber Gott! Ein solches Ungeheuer! Warum nicht ein Elefant oder ein Gockelhahn?

Der Gottlieb sah ihn erschrocken an. Was hatte der Bub zu lachen? So wegwerfend?

So merkwürdig?

Der Berni machte eine berächtliche Handbewegung nach der Zeichnung hin. "Nein, Gottlieb, das ist kein Hund! Das ist irgend ein spukiges Vieh. Ich will dir nun zeigen, wie ein Hund aussieht, den man nicht mit einer Wildente verwechseln kann! Aber eben, du haft halt

in keiner Schule zeichnen gelernt!"

Und der Gub holte geschäftig vom Ofen her Bleistift, Gummi, Zeichnungspapier und Farbstifte. Mit erstaunten, halb erschrockenen Augenschaute ihm der Gottlieb zu. Und nun begann der Berni einen Hund zu zeichnen, daß es eine Lust und eine Freude war. Ein großes, schlanztes Tier war's mit schönem, spizem Kopf und steilen, lauschenden Ohren. Dünn und gelenkig waren die Beine; der buschige Schwanz wehte wie eine Kute, und das schwarze Fell glänzte weich und wollig, an der Bauchseite gelb gesleckt.

Atemlos schaute der Gottlieb. D, sein Bruder war ein Künstler! So verstand er nicht zu zeichnen und zu malen. War das ein wunders volles Tier! Und die prächtigen Farben!

Nun war das Bild fertig. Der Berni legte die Stifte hin und kniff die Augen zusammen. "Siehst du, das ist ein Hund!" sagte er und betrachtete seine Zeichnung.

Eng drängte sich der Gottlieb an ihn. Er war noch ganz bezaubert. Und auf einmal kam er ins Wünschen. Seine Hände fingen an zu reden:

"Du, gib mir das Bild!" bat er. "Gelt, gib mir's!"

Der Berni achtete nicht auf ihn. Er griff nach Gottliebs Zeichnung und hielt die beiden Blätter nebeneinander.

"Siehst nun den Unterschied?" lachte er.

Da begriff auf einmal der Gottlieb. Ja, Bernis Bild war schöner. Das war wunders voll. Und sein Werklein war nichts, war nur ein Geschmier, eine Krizelei.

Eine heiße Träne schoß dem Buben ins Auge.

Ach, das tat weh! Immer und immer war der Berni der klügere und geschicktere. Und er war nur der taubstumme, franke, verwachsene Gottlieb und durfte nicht einmal zur Schule gehen. Darum war er auch so dumm und ungeschickt und war nirgends zu gebrauchen...

Der Bub schluckte und schluckte. Aber es half nichts. Unaufhörlich rannen ihm die hellen, heißen Tränen über die faltigen Wangen und tropften auf den Boden. Mit dem Rockärmel trocknete er sie ab — umsonst. Sie brannten

wie Feuer.

Der Berni sah nichts von dem glühenden Schmerz und dem stummen Kampf in des Bruders krankem Gesicht. Er warf die Blätter auf den Tisch, Farbstifte und Gummi dazu. Dann rannte er hinaus. Er hatte draußen die Rosse wiehern hören.

Stumm und zerschlagen setzte sich der Gottlieb hinter den Tisch. Allmählich versiegten seine brennenden Tränen. Mit heißen, trockenen Augen starrte er auf die beiden Bilder. Ja sein Werklein war ein Geschmier. Bernis Bild

aber war schön und kunstreich ...

Stumm und mühsam wälzte er seine lang= samen Gedanken. — Das war immer so ge= wesen: Der Berni war klug und geschickt, und alle Leute hatten ihn gern. Er aber war taub= stumm und frank und dumm, und man ging ihm aus dem Weg oder beachtete ihn nicht. Nur die Mutter war lieb und gut zu ihm. Mur die Mutter. —

Und so würde es immer bleiben. Er konnte nie groß und klug und ein brauchbarer Mensch

werden. D, das tat weh. -

Die Augen des Buben begannen zu funkeln und wurden ganz schwarz. Schmerz — und

Zorn flammten barin. -

Noch immer starrte er auf die beiden Bilber — sprang plöglich auf — mit wildem, stummem Schrei. Seine zuckenden Hände zerkrallten und zerriffen die Blätter. Dann griff er nach den Farbstiften, schmetterte sie zu Boden. Mit schweren Schuhen zertrat und zerstampfte er sie. Sein Gesicht brannte in hilfloser Wut. Schaum stand ihm vor dem Mund.

Dann brach er zusammen. Sein Kopf schlug schwer an der Tischkante auf. Röchelnd pfiff der Atem aus seiner Bruft. Blaß und stumm lag er da. — So fand ihn die Mutter.

(Mit Erlaubnis des Verfassers abgedruckt aus dem Büchlein: "Meine Buben". Kleine Geschichten von Ernst Balgli. Das Buch ift im Berlag &. R. Sauerländer in Aarau erschienen.)

## Aus der Welt der Gehörlosen

### Ernstes und Heiteres auf dem Munot.

Nachdem die Basser am 4. Oktober auf dem äußerst massiven, runden Turm der ehemaligen Festung Nunot (erbaut von 1564—82) sich an der Aussicht auf die Erker- und Giebelhäuser, welche das echte Gepräge einer schwäbi= schen Reichsstadt darbieten, ergötzt hatten, stiegen sie fröhlich die Steintreppe hinunter, ohne zu ahnen, daß oben ein folgenschweres Unglück hätte geschehen können, wenn nicht der brave August Ziegler es verhütet hätte. Dieser schlichte Mann führte den taub-blinden W. am Arm und schickte sich an, mit ihm hinabzusteigen, als er zufällig umschaute und den schlecht sehenden Gr. gewahrte, wie er hilflos ben Ausgang suchte und den Fuß bereits auf einen schrägen Steinrand hob — irrtümlicher= weise meinte er, es sei die Stufe der Treppe und er wäre unsehlbar ausgeglitten, wenn Riegler die Gefahr nicht erkannt und trot seiner 75 Jahre ihn schnell zurückgerissen hätte.

Vor Jahren besuchte ein Schicksalsgenosse den Munot. Als er vor das finstere, bombenfeste Gewölbe trat, zauderte er, hineinzutreten; in seiner Verlegenheit blickte er um sich und entdectte zu seiner Freude eine Glocke, die er dann zog. Er wartete, daß jemand käme, um ihn hindurch zu führen, aber niemand kam. Noch einmal läutete er und wartete wieder umsonst. Zum dritten Mal zog er die Glocke, vielleicht aus Leibesträften, aber niemand er= schien und erbarmte sich seiner. Endlich zwang er sich allein in das unheimlich dunkle Gewölbe und tappte hindurch, bis er die Treppe erreichte,

die ihn hinauf ans Tageslicht führte.

Es gibt ein Wort, wie die Sonne jo flar, Wer einmal im dunklen Tale war Und zur Sohe dann durfte geben, Der lernt das Wort wohl verstehen. Und die Wege drunten im Tale, Die dunklen, mit einem Male Sind sie vergoldet vom Sonnenschein, Und der Wandrer weiß: Es muß fo fein! Und alles ift gut, wie Gott es schickt. Jest jubelt sein Herz, da er rückwärts blickt. Er sieht die Sonne über dem Leid Und kann nur jauchzen: Barmherzigkeit. 1.-w.

The real of the medicine in the meaning of

In einem Lied vom M. Feesche heißt es: